

Autobiografieanalyse und dokumentarische Methode am Beispiel der Wirtschaftselite

Liebold, Renate

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Liebold, R. (2018). Autobiografieanalyse und dokumentarische Methode am Beispiel der Wirtschaftselite. *Industrielle Beziehungen : Zeitschrift für Arbeit, Organisation und Management*, 25(1), 105-127. <https://doi.org/10.3224/indbez.v25i1.05>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

*Renate Liebold**

Autobiografieanalyse und dokumentarische Methode am Beispiel der Wirtschaftselite**

Zusammenfassung

Autobiografien sind ein traditionsreiches und auch prominentes Format öffentlicher Selbstthematisierung, Selbstdarstellung und -inszenierung. Für die soziologische Forschung sind Autobiografien ein attraktiver Gegenstand, weil wir darüber immer auch etwas über eine jeweilige Gesellschaft, ein Milieu und ihre Belange erfahren. In dem Beitrag wird autobiografisches Schreiben als Kommunikationsformat konzeptualisiert. Zugleich wird gezeigt, wie es mit der dokumentarischen Methode der Interpretation gelingen kann, solche Texte zu analysieren. Der Blick ist in der dokumentarischen Methode auf den Herstellungsprozess sozialer Wirklichkeit gerichtet, zum einen auf die Art und Weise, wie im autobiografischen Schreiben lebensgeschichtliches Material kommuniziert wird, zum anderen, wie diese Selbstthematisierungen anschlussfähig sind an das jeweilige gesellschaftliche resp. kollektive Wissen. An einem Forschungsbeispiel werden sowohl methodologische Überlegungen als auch die methodischen Schritte anwendungsbezogen erläutert. Das Forschungsbeispiel bezieht sich auf aktuelle Autobiografien der Wirtschaftselite.

Schlagwörter: Autobiografieforschung, dokumentarische Methode, Wirtschaftseliten in Autobiografien

Using Business Elite Biographies as means of demonstrating Autobiographical Analysis and the Documentary Method

Abstract

Autobiographies are a not only a traditional but also a popular form of self-narrative and self-expression. Within sociological research they are considered interesting research 'objects' insofar as we also learn something about a particular society, milieu and their issues.

In this article, autobiographical writing is conceptualized as a communicative format. In addition, it is demonstrated how such a documentary method can be applied to successfully analyse texts. The documentary method is focused on the construction of social reality – on the one hand focussing on

* Prof. Dr. Renate Liebold, Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg, Professur für qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung, insb. (Auto-)Biografieforschung, Institut für Soziologie, Kochstr. 4, D-91054 Erlangen. Email: renae.liebold@fau.de

** Die Autorin dankt den zwei anonymen Gutachter(innen) für wertvolle Kommentare und Anregungen. Artikel eingegangen: 16.3.2016; revidierte Fassung nach doppelt-blindem Begutachtungsverfahren akzeptiert: 12.10.2017

how autobiographical writing can be used to communicate biographical material about one's life and on the other hand how these self-narratives are connected to social respective collective knowledge. Here, methodological reflections and methodical steps are discussed in connection with a research project that considers the autobiographies of the business elite.

Key words: autobiography, qualitative method, documentary interpretation, autobiographies of the business elite (JEL: Z1)

1. Einleitung

Zu allen Zeiten haben Menschen über ihr Leben und Wirken in Autobiografien Auskunft gegeben. Sozialhistorisch betrachtet waren biografische Studien allerdings das Medium einer männlich dominierten Vergangenheitsvergewisserung und das autobiografische Schreiben war lange Zeit lediglich ‚großen Männern‘ vorbehalten. Das hat sich heute sicher demokratisiert, obgleich nach wie vor die (in der Regel männlichen) Deutungseliten in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur dominieren. Gewandelt haben sich allerdings die Kontexte, die Funktion und die Form der Selbstthematisierung (vgl. Heinze, 2013). Auch die Anzahl derer, die öffentliches Schreiben für die Belange des Selbst in Anspruch nehmen, ist gestiegen – egal, ob es sich dabei um ästhetisch anspruchsvolle Texte oder um trivialliterarische Publikationen handelt. Als Konsumgut gehören Biografien und Autobiografien zur Warengruppe Sachbuch – ein sicheres und marktwirtschaftlich bedeutendes Segment des Buchmarkts (vgl. Löffler, 2010). Warum das so ist, liegt wohl nicht zuletzt daran, dass Biografien und Autobiografien auf unterschiedlichen Ebenen gelesen werden können. Neben dem Bedürfnis nach gelehriger Unterhaltung, dem Wunsch nach Zerstreuung oder dem Interesse an Zeitgeschichte, können Motive eine Rolle spielen, Autobiografien auch als Vorlage für eigene individuelle Projekte und Problemlösungen zu nutzen; mithin ist es das Versprechen an authentischen Lebensbeschreibungen, das dem Genre von jeher inne wohnt oder schlicht die Neugier und die Lust an der Indiskretion; möglicherweise ist die Person, die im Text über sich spricht, prominent, spielt oder hat in den jeweiligen Ökonomien der Aufmerksamkeit eine Rolle gespielt.

Es lässt sich mit Recht behaupten: autobiografisches Schreiben ist nicht nur populärer geworden, es hat sich auch popularisiert. Aus den Kosmologien von Buchhandlungen sind sie nicht mehr wegzudenken. Für die sozialwissenschaftliche Biografieforschung sind Autobiografien als altes und zugleich auch neues Format der Selbstthematisierung ein attraktiver Gegenstand, da in diesen Texten über die individuellen Selbstauskünfte hinaus immer auch ein gesellschaftliches Anliegen zum Ausdruck kommt. Darum soll es in dem folgenden Beitrag gehen. Ich werde zeigen, dass im autobiografischen Schreiben immer auch Gesellschaftsstruktur übersetzt wird. In Autobiografien spielen die Erwartungen der Rezipient/innen ebenso eine Rolle wie die kulturellen und sozialen Vorgaben, an die das Erzählen gebunden ist. Wie dieses im Einzelnen ausformuliert wird, hängt ab von gewählten Bezugstheorien, wissenschaftstheoretischen Prämissen und methodologischen Konzepten. Im Folgenden beziehe ich mich in erster Linie auf eine qualitativ-rekonstruktiv arbeitende (Auto-) Biografieforschung. Autobiografisches Schreiben wird dabei als Kommunikation konzeptualisiert und am flankierenden Forschungsbeispiel aktueller Autobiografien der Wirt-

schaftselite soll gezeigt werden, wie in diesen Texten auch die Geltungsansprüche und mit- hin der Legitimationsbedarf eines Elitekollektivs zum Ausdruck kommt – nicht etwa des- halb, weil die Texte diese explizit thematisieren, sondern weil die Texte Auskunft geben über spezifische Muster der Selbstdarstellung von Elite. Diese gehören gewissermaßen zum Repertoire kulturell bereitliegender Deutungsmuster einer jeweiligen Gesellschaft. Da es in diesem Beitrag vor allem auch darum gehen soll, wie man solche Texte empirisch erschließt, wird die dokumentarische Methode vorgestellt. Sie geht ursprünglich auf methodologische Überlegungen des Wissenssoziologen Karl Mannheim (1893–1947) zurück und wurde von Ralf Bohnsack seit den 1980er Jahren zu einem forschungspraktisch und methodologisch fundierten Auswertungsverfahren der qualitativen Sozialforschung weiterentwickelt. Die dokumentarische Methode erweist sich als instruktiver Zugriff auf das Textmaterial, weil es mit dieser Analyseperspektive möglich wird, die handlungsleitenden Orientierungen und habitualisierten (und in diesem Sinne auch impliziten) Wissensbestände in ihren kollektiven und milieukonstitutiven Zusammenhängen herauszuarbeiten.

Für die Argumentation ist es notwendig, zunächst einen Blick auf das Genre Autobiografie als Gattung und Kommunikationsformat zu werfen. Was erfahren wir, wenn wir uns mit solchen Texten beschäftigen? Im Vordergrund stehen dabei die Konstitutionsbedingungen des (Auto-)Biografischen als empirische Quelle der Sozialforschung (Pkt. 2). Wie man solche Texte analysiert und welche Fragen an das Material gestellt werden, darum wird es in einem weiteren Abschnitt gehen. Um dies zugleich anwendungsbezogen diskutieren zu können, wird zunächst das Forschungsbeispiel der Autobiografien der Wirtschaftselite eingeführt (Pkt. 3). Daran anschließend geht es um zentrale methodologische Prämissen und methodische Auswertungsschritte der Dokumentarischen Methode (Pkt. 4). Einzelne Auswertungsschritte der dokumentarischen Methode werden dann am Forschungsbeispiel veranschaulicht (Pkt. 5). Der Beitrag endet mit einem Fazit, in dem u.a. skizziert wird, wie die Erkenntnispotenziale der Dokumentarischen Methode auch für das weite Feld der industriellen Beziehungen von Nutzen sein können (Pkt. 6).

2. Autobiografien: literarische Gattung und Kommunikationsformat

Die Autobiografie wird als die „Beschreibung (graphia) des Lebens (bios) eines Einzelnen durch diesen selbst (auto)“ definiert (Misch, 1998, S. 38). Sie ist eine vom Referenzsubjekt selbst erzählte Lebensgeschichte. Im Unterschied dazu wird eine Biografie von einem Dritten erzählt. Trotz des hybriden und fließenden Charakters der Gattung gegenüber anderen Genreformen wie Memoiren oder Tagebücher sind Selbstverständigung, Selbstausslegung und Verständigung mit anderen feste Größen, in denen sich autobiografisches Schreiben vollzieht.

Kulturgegeschichtlich betrachtet waren es zunächst vor allem religiöse Zusammenhänge, in denen es um Selbstthematization in Form von Bekenntnissen und Geständnissen ging (vgl. Hahn & Kapp, 1987). Heute sind (Auto-)Biografien zu einem vielgestaltigen Phänomen und zu einem fundamentalen Kommunikationscode unserer Lebenswelt geworden (vgl. Etzemüller, 2012; Heinze, 2010). Gewandelt haben sich über die Jahrhunderte hinweg allerdings die

Kontexte, die Funktionen sowie die Formen und Praktiken der Selbstthematisierung. Die Entwicklung wird dabei als ein mit der Moderne sich herausbildender Modus der Selbstdarstellung und Selbstreflexion beschrieben. Im Individualisierungsdiskurs ist dies mittlerweile hinreichend ausbuchstabiert worden. Individuen werden mit dem Zwang und der Chance zu Selbstreflexion und Selbstentwurf, Zurechenbarkeit und Verantwortung eigenen Handelns konfrontiert und sie stehen permanent vor der Aufgabe, Konsistenz und Kontinuität der vielfältigen Erfahrungen, also auch der biografischen Identität, erst herstellen zu müssen (vgl. Alheit, 2010). Die Herstellung einer in sich geschlossenen Lebensgeschichte lässt sich damit auch als Kompensation für die Verunsicherungen interpretieren, die durch gesellschaftliche Umbrüche ausgelöst werden. Über autobiografisches Erzählen lassen sich, so das Argument, Erfahrungen und Wissen in eine Ordnung bringen, die als kohärent und konsistent erfahren werden. Allerdings stellt sich hier die Frage, ob sich eine solche eindeutige Referenz in Gegenwartsgesellschaften überhaupt noch durchhalten lässt, da der biografischen Gesamtsicht ein „korrespondierendes soziales Gegenüber“ fehlt und die Vielzahl der Gruppen, denen Menschen angehören, es ausschließt, „dass wir auf ein einheitliches Selbst fixiert werden“ (Hahn, 2010, S. 195; Schroer, 2006). Wie auch immer man solche Fragen beantwortet, deutlich wird, dass sich die Techniken der Identitätsbildung pluralisiert haben. Gesprochen wird in diesem Zusammenhang von Identitätsmärkten, Hahn (2010) verweist hier u.a. auf die Möglichkeiten fallweiser Sinnstiftung durch Selbstfindungsprozeduren wie Therapien und Selbsterfahrungsgruppen. Die Möglichkeit, sich über autobiografisches Schreiben dem eigenen Leben reflexiv zuzuwenden, gehört sicher auch dazu. Während in früheren Formen durch eine Art literarisierter Rhetorik oder Moral Muster sinnvollen Lebens vorgeführt wurden, ist die dominante Konstruktionslogik der modernen Autobiografie ein, wie es Alheit und Brand (2006) formulieren, „innerer Modus“ (ebd., S. 18) oder – mit Luhmann gesprochen – eine selbstreferenzielle Aktivität (Luhmann, 1984). Die moderne Autobiografie zielt nicht mehr ab auf das „zu lebende Leben“, sondern auf das „sinnhaft gelebte Leben“ als eine Voraussetzung der Literarisierung (Alheit & Brand, 2016, S. 18).

Gegenstand der soziologischen Biografieforschung ist das soziale Konstrukt (Auto-)Biografie (vgl. Fischer & Kohli, 1987). Auf der Basis der Theorietraditionen der interpretativen Soziologie und des Sozialkonstruktivismus, aber auch inspiriert durch die theoretischen Annahmen zur sozialen Strukturierung von Lebensläufen im sozialen Raum (Bourdieu), stehen dabei die Aneignungs- und Konstitutionsbedingungen von Sozialität über Kommunikation im Vordergrund. (Auto-)Biografien als soziales Konstrukt zu verstehen, bedeutet, dass Individuen nicht eine Biografie haben, sondern dass Biografien in konkreten Kontexten produziert und reproduziert werden. Autobiografisches Schreiben ist damit immer auch eine repräsentative Form der Selbstausslegung, in der sich die Autoren nach bestimmten Gattungsregeln des Erzählens *coram publico* entwerfen und inszenieren und sich dabei mit ihrer Vergangenheit identifizieren. Das ist schon allein dem Umstand geschuldet, dass Erzählen per se auf eine soziale Situation hin konzipiert wird. Wer über sein Leben schreibt (oder spricht), nutzt dafür kulturell kodifizierte Muster, also einen diskursiven Rahmen, der auch narrative Modelle und Plots enthält (vgl. Fuchs-Heinritz, 2009). Wir lernen einen Lebenslauf zu präsentieren und Erfahrungen biografisch vor anderen zu thematisieren, wir sehen uns vorgefertigten Bilanzierungsmustern und -zwängen gegenüber und passen diese an je unterschiedliche institutionelle Rahmungen und gesellschaftliche Erwartungen an (vgl.

Lucius-Hoene & Deppermann, 2004). Insgesamt kann Biografie als Konstrukt im Sinne eines ‚opus operatum‘ (Bourdieu) betrachtet werden, ein vom konkreten Handeln abgehobenes, gleichsam zur Institution gewordenes Produkt (vgl. Dausien, 2000, S. 101).

Nahezu alle Facetten der theoretischen Auseinandersetzung mit Lebensbeschreibungen verweisen auf das Verhältnis von Text und der sog. Wirklichkeit, also auf das, worauf sich der Text bezieht. Diese referenzielle Dimension ist in den letzten 20 Jahren vielfach problematisiert worden. Längst geht es nicht mehr um das krude ‚Was‘ der historisch-erlebten Faktizität; vielmehr wird autobiografisches Schreiben als dialogisch strukturierte soziale Praxis verstanden, die in konkreten, biografischen und allgemein historischen Kontexten verortet und zugleich auf diese bezogen ist. Biografie als soziales Konstrukt zu konzeptualisieren heißt dann auch, Aussagen von Texten an Erzähltraditionen zu binden, über die individuelle Subjektivität und (Gruppen-)Identität als auch kollektive Zugehörigkeiten zum Thema gemacht werden. Die Motive, sich dem eigenen Leben zuzuwenden, mögen dabei individuell sein, im Akt des Schreibens werden sie sozial. Ein Text wird, wie bereits gesagt, immer auch auf die Leseerwartung des Publikums hin zugeschnitten, stilistisch und kulturell angepasst, hat also ein Gegenüber, das liest oder zuhört, interpretiert und im weitesten Sinne reagiert. Eine Autobiografieanalyse muss solche interaktiven Effekte der grundsätzlich dialogisch strukturieren Praxis der Selbstthematisierung berücksichtigen. Zugleich gilt es auch die Kontexte zu beachten, durch die die Autorinnen und Autoren gewissermaßen in die Situation verwoben sind. Da der Mensch auf seine Vergangenheit „keinen von seinen sprachlichen Möglichkeiten unabhängigen interpretationsfreien Zugriff“ (Straub & Sichler, 1989, S. 224) hat, ist das ‚gelebte‘ Leben per se eine Interpretation, durch die Ereignisse und Erlebnisse ex post zu mittelbaren Erfahrungen werden. Im autobiografischen Schreiben werden Erinnerungen selektiert, geglättet und geordnet; es werden Bezüge zwischen Ereignissen hergestellt, wie es eben nur im Nachhinein möglich ist.

An dieser Stelle nun noch ein Gedanke, der wichtig ist, wenn es darum geht, das autobiografisches Schreiben für eine soziologische Interpretation nutzbar zu machen. Nicht jedes Leben, nicht jede Lebensgeschichte kommt für eine Veröffentlichung als Biografie oder Autobiografie in Frage. Obgleich jedes Leben eine Erzählung verdient (Werner, 1895), gilt für die Formtradition ein Grundsatz: Das Individuelle muss einen „Hinweis auf einen die Individualität überschreitenden Wert“ enthalten (Fuchs-Heinritz, 2009, S. 29). Dieser Bezug auf das Allgemeine dokumentiert sich regelmäßig in der Begründung dafür, warum die Lebensgeschichte überhaupt veröffentlicht wird, was die Beweggründe sind, einen Text der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, „was das moralisch Wertvolle, das Lernpotenzial ist“ (ebd.). Insofern verwundert es nicht, dass nach wie vor die Veröffentlichungen gesellschaftlicher (Deutungs-)Eliten wie Politiker und Politikerinnen, Medienpersönlichkeiten und Wirtschaftseliten den Buchmarkt dominieren.

Es bleibt festzuhalten: Autobiografien sind ein Kommunikationsformat, über das lebensgeschichtliches Material choreographiert wird. Das Drehbuch beinhaltet soziale und kulturelle Regieanweisungen und verweist auf die Konstitutionsbedingungen von Sozialität über Kommunikation. Wir erfahren über eine Autobiographie nicht, wie der Mensch war oder ist, noch nicht einmal, wie er sich tatsächlich sieht; stattdessen erfahren wir, wie er sich und seine Biographie in einem spezifischen Kontext von medialer Öffentlichkeit kommuniziert.

3. Autobiografien der Wirtschaftselite

Nach diesen theoretisch-konzeptuellen Überlegungen zum autobiografischen Schreiben nun zu einem Forschungsbeispiel. Am Beispiel aktueller Autobiografien der Wirtschaftselite möchte ich zeigen, wie es gelingen kann, ein soziales Phänomen, also Elite, über die Selbstdarstellung und die Selbstdeutung zu entschlüsseln.¹ Der Blick ist dabei vor allem auf die Kommunikations- und Vermarktungsstrategien dieser autobiografischen Publikationen gerichtet. Die Frage ist u.a., wie sich die Autoren öffentlich vermarkten, für welches Zielpublikum sie schreiben.

Meine Überlegungen stellen darauf ab, dass Angehörige der (Wirtschafts-)Elite in einer Gesellschaft von hoher medialer Aufmerksamkeit darauf angewiesen sind, ihre Besonderung vor einem Publikum performativ herzustellen und die Bedeutung von Elite auch öffentlich zu kommunizieren. Zwar definiert sich Elite heute gleichsam konkurrenzlos über den Anspruch persönlich zurechenbarer Kompetenzen und Verdienste, also über individuelle Leistung, aber – darauf hat bereits Dreitzel (1962) hingewiesen –, muss sich die Leistung im Erfolg niederschlagen und dieser beruhe eben nicht nur auf funktional erbrachter Sachleistung, sondern muss im Kontext der (medialen) Öffentlichkeit geltend gemacht und als solcher anerkannt und zugerechnet werden. Insofern spielen mediale Plattformen – und dazu gehört autobiografisches Schreiben – eine wichtige Rolle.

Eine kurze Bemerkung zum Begriff ‚Elite‘: Der sozialwissenschaftliche Elitediskurs ist nach wie vor davon bestimmt, überhaupt erst begrifflich zu fassen, was mit diesem Terminus gemeint sein kann (vgl. Nassehi, 2006). Es gibt zwar einen breiten Konsens darüber, dass es Eliten gibt, aber kaum einen Konsens darüber, was sie im Einzelnen auszeichnet. Der etymologische Ursprungsgehalt des Begriffs, der sich von lat. *eligere* ableitet und so viel wie auswählen oder auslesen bedeutet, ist ein wichtiger Ankerpunkt einer Vielzahl von Definitionen und die Implikationen des Begriffs bilden auch den Hintergrund für variierende Elitenvorstellungen.² Zur Elite in der modernen Elitenforschung gehören diejenigen Personen oder Personengruppen, „die das Ergebnis eines Prozesses von Auslese und Konkurrenz darstellen und deren herausgehobene Stellung sich genau damit rechtfertigt“ (Bude 2000, S. 10). Diese Definition kennzeichnet den kleinsten gemeinsamen Nenner. Sie lässt offen, nach welchen Merkmalen der Ausleseprozess erfolgt und ebenso unbeantwortet bleibt die Frage, was eine Person qualifiziert und welche kulturellen Praxisformen zum Erkennungszeichen von Elite werden. Diese knappen Bemerkungen müssen in diesem Rahmen genügen. Sie sollen lediglich in Erinnerung rufen, dass es Elite nicht an sich gibt;

-
- 1 Das Datenmaterial wurde zunächst im Projektkontext über den ‚Generationenwandel der Ökonomischen Elite in Deutschland‘, ein von der DFG finanziertes Kooperationsprojekt der Universitäten Heidelberg und Erlangen erhoben und analysiert. Die qualitative Erhebung enthält neben der Auswertung aktuell vorliegender Autobiografien auch die Auswertung von biografisch-problemzentrierten Interviews mit ehemaligen und aktuellen deutschen Top-Managern und Unternehmern (vgl. dazu Pohlman, Liebold, Bär, Schanne & Schmidt 2017).
 - 2 Solche Elitenvorstellungen gehen u.a. von Werteliten mit ihren besonderen geistigen und sittlichen Qualitäten (u.a. Endrueit, 1979; Buß, 2007) aus, sie definieren Eliten über Positionen oder Funktionen (u.a. Bürklin & Rebenstorf, 1997; Hartmann, 2002, 2013; Hoffman-Lange, 1992), reden von Differenzierungseliten (Nassehi, 2006) oder von Eliten als Repräsentanten sozialer Ungleichheit, von Eliten als herrschende Minderheit sowie Eliten als herrschende Klasse (u.a. Kraus, 2001).

vielmehr muss das Auserwähltsein, der Erfolg und die Exzellenz als solche angeeignet, anerkannt sowie kommuniziert werden. Damit werden auch Fragen der Selbstdarstellung von Elite relevant, vor allem dann, wenn es darum geht, den Zusammenhang von Leistung, Anerkennung und Erfolg zu vermitteln. Elite, so etwa die systemtheoretisch inspirierten Überlegungen von Kestel (2008), reagiert in Situationen, in denen sie als Elite adressiert wird, mit „Elitekommunikation“ (ebd., S. 158). Dies können Situationen sein, in denen vor einem Publikum über die Belange der Gesellschaft gesprochen wird wie z.B. Expertenrunden oder Kamingespräche, die von Stiftungen, Non-Profit-Organisationen, aber auch von Interessenverbänden organisiert werden.

Autobiografisches Schreiben macht es möglich, über die eigenen Belange öffentlich zu sprechen: über Erfolge und Karrieren, Leistungen und Lebenswerke mitsamt dem dazugehörigen ‚Wertehimmel‘. In einem Essay über „Die Mentalität des Erwerbs. Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer“ analysiert der Kulturwissenschaftler Klaus P. Hansen (1992) autobiografische Schriften amerikanischer Unternehmer, u.a. von Benjamin Franklin, Andrew Carnegie, Henry Ford, Lee Iacocca und Donald Trump. Er wollte wissen, wie sich der erfolgreiche Geschäftsmann selbst sieht und wie er seinen Erfolg begründet. Aus dem Eindruck, dass sich beim Lesen dieser Schriften stets ein vertrautes Repertoire an Aussagen breit macht, wird der Schluss gezogen, dass sich diese Männer der Wirtschaftsgeschichte in ihren Selbstbeschreibungen nicht daran orientieren, was sie wirklich tun und sind; vielmehr folgen sie Darstellungsmustern, die auf eine mit der Renaissance einsetzende Tradition der kaufmännischen Standesdeutung zurückgehen. Die Mentalität des Erwerbs verfolgt das Ziel der Selbstrechtfertigung einer Gruppe. Da jede Selbstdarstellung die „Strategie der unterschiedlichen Gewichtung“ (ebd., S. 14) praktiziert, da sie manches herunterspielt, bagatellisiert, anderes hingegen aber groß herausstellt, lässt sich an dieser Gewichtung auch die Art der gewünschten Aufwertung abschätzen, so etwa, welchen Typ Mensch man darstellen möchte. Daran ablesbar wird auch ein Legitimitätsbedarf für die eigenen (Gruppen-)Belange.

Während Hansen in seiner Studie eine sozialhistorische Perspektive wählt, geht es in meinem Forschungsbeispiel um die Schreibanlässe der Wirtschaftselite der Gegenwart.³ Auch hier wird davon ausgegangen, dass Elite(n) ihre Besonderung sowie ihren Geltungsanspruch vor einem gesellschaftlichen Erwartungshorizont performativ herstellen müssen und dafür Medien benötigen. Fragen, die an das Material gestellt wurden, waren: In welcher Weise nutzen die Akteure die Medien (also Autobiografien) für ihre Zwecke? Was sind die Redeanlässe? Wie sind die Publikationen komponiert? Wie kommunizieren die Autoren den Zusammenhang von Leistung und Erfolg? Welche (Selbst-)Deutungen und Wissensrepertoires werden bemüht, um die Vorstellungen und Erwartungen einer Leserschaft über erfolgreiche Führungskräfte und Top-Manager zu nähren? Und mithin geht es auch um die Frage, welche gesellschaftlichen Diskurse in den öffentlichen Selbstthematizierungen über erfolgreiche Lebenswerke ‚übersetzt‘ werden (vgl. Liebold, 2010). Mit allen diesen Fragen ist eine spezifische Analyseperspektive auf das Material vorgegeben, die, da-

3 Analysiert wurden veröffentlichte und zugleich auflagenstarke Autobiografien wie u.a. von Carl H. Hahn (2005): *Meine Jahre mit Volkswagen*. München; Hans-Olaf Henkel (2000): *Die Macht der Freiheit*. München; Bertold Leibinger (2010): *Wer wollte eine andere Zeit als diese. Ein Lebensbericht*. Hamburg; Ferdinand Piëch (2002): *Auto.Biographie*. Hamburg.

rum wird es im Folgenden gehen, mit der dokumentarischen Methode eingeholt werden kann.

4. Die Dokumentarische Methode: methodologische Prämissen und methodische Auswertungsschritte

In der empirischen Sozialforschung wird der Einsatz von Methoden mit dem besonderen Charakter ihres Gegenstandes und durch die Fragen, die daran gestellt werden, begründet. Da es mir bei der Analyse der autobiografischen Texte wesentlich um die Komposition und auch die Funktion von Selbstthematisierungen geht und damit das implizite und handlungsleitende, also das habituelle Wissen einer Gruppe resp. eines Milieus in den Fokus rückt, wird ein Auswertungsverfahren notwendig, mit dem es gelingt, diesem Wissen auf die Spur zu kommen. Eine solche Analyseperspektive bietet die in der praxeologischen Wissenssoziologie fundierte dokumentarische Methode, wie sie von Karl Mannheim in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt wurde. Im Folgenden wird kurz auf den theoretischen Hintergrund und einige methodologische Prämissen der dokumentarischen Methode eingegangen, um sodann zentrale Auswertungsschritte zu erläutern. Einige dieser methodischen Schritte werden sodann anwendungsbezogen am eingeführten Forschungsbeispiel vorgeführt (vgl. Pkt. 5).

– *Methodologische Grundlagen der dokumentarischen Methode: jenseits von Subjektivismus und Objektivismus*

Die methodologische Ausgangsprämisse der Wissenssoziologie von Karl Mannheim (1980) ist, dass das Verständnis oder die Interpretation menschlicher Entäußerungen nur aus der Kultur zu gewinnen ist, die sie hervorgebracht hat – egal, ob es sich dabei um gesprochene Sprache, Texte, Filme u.ä. handelt. Im Unterschied zu Dilthey und Weber geht dieser Ansatz über den methodologischen Individualismus eines subjektiven Sinnverstehens hinaus. Zugleich wendet sich ein solches Verständnis ebenfalls gegen objektivistische Zugänge, die das Ziel ihrer Erkenntnis außerhalb ihrer selbst, also außerhalb der erkennenden Wissenschaft konzipieren. Dies wird als ein Charakteristikum quantitativer Methoden angesehen. Die dokumentarische Methode positioniert sich hier als eine vermittelnde Position (Bohnsack, 2003b). Die erkenntnislogische Differenz zwischen subjektiv und objektiv wird zugunsten einer anderen Unterscheidung aufgegeben, nämlich derjenigen zwischen dem handlungspraktischen (konjunktiven) Wissen einerseits und dem kommunikativ generalisiertem Wissen andererseits. Diese erkenntnisleitende Differenz zwischen den Wissensformen ist für die dokumentarische Methode zentral und soll deshalb noch einmal näher betrachtet werden.

– *Die Unterscheidung von Wissensformen: konjunktives und kommunikatives Wissen*

Während uns das kommunikativ generalisierte Wissen in expliziter Form zur Verfügung steht, verweist das handlungspraktische (oder konjunktive) Wissen auf einen gemeinsam geteilten Erfahrungsraum. Mannheim (1980) geht davon aus, dass sich die Zugehörigkeit zu einer sozialen Lage in den Modi der Welterfahrung niederschlägt. Menschen, die unter ähnlichen Bedingungen leben und aufgewachsen sind, also derselben sozialen Lagerung ange-

hören, teilen Erfahrungen. Diese gemeinsame Erfahrungsbasis wird von Mannheim als „konjunktiver Erfahrungsraum“ (ebd., S. 230) bezeichnet. Ein solcher konjunktiver Erfahrungsraum kann auch dann gegeben sein, wenn Menschen in keinerlei interaktiver Kopräsenz zueinander stehen, denn Gemeinsamkeiten bestehen auch auf abstrakter Ebene, z.B. über Erfahrungen, die Angehörige einer Generation (Nachkriegsgeneration) oder eines Milieus (Wirtschaftseliten, Bildungseliten, Arbeiter oder Angestellte) miteinander teilen. Es geht hier nicht mehr um das gemeinsame Erleben derselben, sondern vielmehr um eine strukturidentische Handlungspraxis.

Das konjunktive Wissen ist ein handlungsleitendes Wissen insofern als es „nicht ein Wissen über etwas, sondern ein Wissen um und innerhalb von etwas“ ist (Bohnsack, 2009, S. 17). Wir verfügen darüber, ohne dass wir es explizieren müssen. Insofern ist es auch ein implizites Wissen (Polanyi, 1995). Es gehört zu unserem habituellen Wissen (Bourdieu, 1982), da es in den Routinen der Alltagspraxis eingelagert ist und orientierend wirksam wird. Demgegenüber ist das kommunikative Wissen eine Form des Wissens *über* etwas, ein Wissen, mit dem wir uns Zusammenhänge erschließen, ohne den Kontext und den Entstehungszusammenhang zu kennen.

– *Der Wechsel der Analyseinstellung vom ‚Was‘ zum ‚Wie‘*

In der dokumentarischen Methode geht es um die Rekonstruktion des handlungsleitenden Erfahrungswissens und der Habitusformen im Alltag von Individuen und Gruppen. Erkenntnisleitend ist die Frage nach dem Zusammenwirken gesellschaftlicher Strukturen und individueller bzw. kollektiver Handlungen. Der Weg des Erkenntnisgewinns führt über die alltägliche Praxis und es wird versucht, auf eine Sinnesebene im Material durchzustoßen, in dem sich jene Orientierungen ‚dokumentieren‘, die als implizite Regelstrukturen von Handeln wirken. Die dokumentarische Methode setzt damit auf einen Wechsel der Analyseinstellung gegenüber dem Common-Sense. Es ist der „Wechsel von der Frage, *was* die gesellschaftliche Realität in der Perspektive der Akteure *ist*, zur Frage danach, *wie* diese in der Praxis *hergestellt* wird“ (Bohnsack, Nentwig-Gesemann & Nohl, 2001, S. 12). Mit anderen Worten formuliert geht es um das ‚Wie‘ der handlungspraktischen Prozesse der Herstellung von Wirklichkeit und damit um die Frage nach dem modus operandi bzw. dem Habitus.

Da es sich sowohl bei der wissenschaftlichen Erkenntnis als auch beim Alltagswissen um Konstruktionen handelt, die an den Standort des bzw. der Beobachterin gebunden sind, schlägt Mannheim (1980) für die wissenschaftliche Beobachtung vor, sich aus den analytischen Fesseln der alltagsweltlichen Eingebundenheit zu befreien. Er spricht in diesem Zusammenhang von der Idee einer „Einklammerung des Geltungscharakters“ (ebd., S. 88). Die Forscher und Forscherinnen sollen sich bei der Bewertung dessen enthalten, ob das, was gesagt wird, faktisch falsch oder normativ richtig ist. Die Analyseperspektive der dokumentarischen Methode ist vielmehr darauf gerichtet, wie das, was für wahr und richtig gehalten wird, erzeugt wird.

Aus dieser Analyseperspektive heraus hat die dokumentarische Methode ein Instrumentarium entwickelt (s.u.), mit Hilfe dessen empirisch-rekonstruktiv vorgegangen werden kann. Die handlungspraktische Bedeutsamkeit wie etwa die Zugehörigkeit zu einem Milieu, zu einem Geschlecht oder zu einer Generation wird nicht theoretisch gesetzt, sondern sie basiert auf einer strikt rekonstruktiven Analyse der sozialstrukturellen Dimensionen des

Handelns. Dies unterscheidet die dokumentarische Methode von der methodischen Anlage der Bourdieuschen Soziologie (vgl. Meuser, 2001).

– *Konkrete Arbeitsschritte der dokumentarischen Methode: thematischer Verlauf, formulierende und reflektierende Interpretation*

Die Leitdifferenz von kommunikativem und konjunktivem Wissen und der damit korrespondierende immanente und dokumentarische Sinngehalt bestimmen die konkreten Arbeitsschritte der dokumentarischen Interpretation. Während der methodische Zugang zum kommunikativen Wissen unproblematisch ist – er sich lesen und u.a. auch abfragen lässt –, gilt dies nicht für den dokumentarischen Sinngehalt. Beim Dokumentsinn, der ja auf die Herstellungsweise, auf den sog. *modus operandi* der Schilderung (Bourdieu, 1982, S. 281) verweist, geht es darum, wie der Text, in dem über eine Handlung berichtet wird, konstruiert ist, wie ein Argument aufgebaut wird, in welchen Verweisungsbezügen das Geschilderte oder Bebilderte abgehandelt wird. Es geht mithin darum, was die Texte (aber auch Fotografien, Skulpturen u.ä.) ausdrucksmäßig repräsentieren (vgl. auch Nohl, 2006, S. 8f.). Den Forschenden ist ein solches Wissen resp. eine solche Sinnebene nur zugänglich, wenn sie sich den Erfahrungsraum für eine solche Handlungspraxis erschließen, also den Kontext mit einbeziehen. Als Schritte der Interpretation werden vorgeschlagen: die Erstellung eines thematischen Verlaufs, die formulierende und die reflektierende Interpretation.

Der *thematische Verlauf* ist ein erster Ordnungsschritt. Es geht hier darum, sich einen Überblick über den Text zu verschaffen und ihn in thematisch geschlossene Textabschnitte zu gliedern und diejenigen Passagen auszuwählen, die Gegenstand der formulierenden und reflektierenden Interpretation werden sollen. Bei Interviews und Gruppendiskussionen werden stets die Eingangs- oder Anfangspassagen interpretiert, da sich hier erste Reaktionen auf die Fragen der Interviewer/innen zeigen und sich hier mögliche fallspezifische Relevanzen rekonstruieren lassen. Bei einer Autobiografieanalyse werden neben inhaltlich relevanten Textpassagen stets die Vorwörter, die Klappentexte, die Umschlaggestaltung und auch einleitende Passagen interpretiert, weil hier die Rahmung des Themas erfolgt und in der Regel über die Motive des Schreibens informiert wird. Ausgewählt werden selbstverständlich auch solche Passagen von Texten (transkribierte Interviews, Autobiografien), die für die Forschungsfrage bedeutsam sind und vorab von den WissenschaftlerInnen festgelegt wurden; weiterhin geht es auch darum Themen zu identifizieren, die in unterschiedlichen Texten gleich behandelt werden und die somit für eine komparative Analyse relevant werden (u.a. Nohl, 2006, S. 46).

Bei der *formulierenden Interpretation* geht es darum, thematisch-paraphrasierend einen ausgewählten Textabschnitt in seinem allgemein verständlichen (kommunikativ-generalisierenden) Sinngehalt nachzuvollziehen. Bei dieser (Re-)Formulierung verbleiben die Forschenden noch konsequent im Relevanzsystem der Sprechenden. Die formulierende Interpretation erfolgt sequenziell, wörtlich und ohne Bewertungen, d.h. die Frage nach der Gültigkeit bzw. dem Wahrheitsgehalt der Inhalte wird hier nicht gestellt. Der Interpretationsschritt der formulierenden Interpretation macht die Interpretation intersubjektiv überprüfbar; sie ist mithin auch eine Distanzierungsstrategie gegenüber dem Text.

Bei der *reflektierenden Interpretation* liegt das Augenmerk auf dem dokumentarischen Sinngehalt, dem *modus operandi*. Ziel ist es, das wurde bereits gesagt, die Handlungsorien-

tierungen und Habitusformen zu rekonstruieren. Ein solcher dokumentarischer Sinngehalt ist in den Handlungen eingelassen und wird somit nicht explizit angesprochen. Er muss gewissermaßen aus dem Text herausgearbeitet werden. Während es bei der formulierenden Interpretation noch darum ging, was von den Akteuren bereits selbst interpretiert und begrifflich expliziert wurde, interessieren bei der reflektierenden Interpretation die impliziten Selbstverständlichkeiten des Wissens der Akteure. Hilfreiche Fragen, die die Interpretation anleiten, richten sich darauf, was sich über den Fall zeigt, aber auch, welche Abgrenzungen in den Redebezügen vorgenommen werden. Lässt sich ein strukturierendes Prinzip rekonstruieren (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 291)? Hierbei spielen auch formale und semantische Aspekte von sprachlichen Texten eine Rolle, da die Sprache immer auch Träger einer Handlung, einer Interaktion ist. Darüber lassen sich z.B. auch Widersprüche in der Selbstpräsentation herausarbeiten. Zentral wird hier die Unterscheidung von Textsorten wie Erzählungen, Beschreibungen, Argumentationen, Evaluationen und Theorien. In Erzählungen wird eine Haltung transportiert, die einen engen Zusammenhang zur Erfahrung aufweist (vgl. Nohl, 2006). Demgegenüber sind z.B. Argumentationen den Erfahrungen ferner, denn in ihnen werden abstrahierende und auch theoretisierende Stellungnahmen formuliert. Sie dienen der öffentlichen Präsentation oder auch der Rechtfertigung vor sich selbst und anderen, da in ihnen Motivlagen, Gründe und Bedingungen für eigenes oder fremdes Handeln expliziert werden (vgl. dazu auch Schütze, 1987). Dokumentarisch ist die Interpretation dann, wenn die Konstruktionsweise einer Argumentation rekonstruiert wird und auf diese Weise deutlich gemacht werden kann, wie z.B. eine Rechtfertigung aufgebaut ist und welche Funktion sie im Gesamtzusammenhang des Textes hat.

Eine weitere Suchstrategie bei der reflektierenden Interpretation ist die Frage, in welchem Orientierungsrahmen das Thema abgehandelt wird. Das Augenmerk richtet sich darauf, in welchen Gegenhorizonten (positiv und negativ) ein Thema aufgespannt wird. In den autobiografischen Texten der Wirtschaftselite wird beispielweise die eigene Besonderung vor dem Vergleichshorizont des Gewöhnlichen abgehandelt. Die Topmanager und Wirtschaftsbesitzer porträtieren ihre eigene Erfolgsgeschichte im Vergleich zu gewöhnlichen Karrieren, gewöhnlichen Angestellten, gewöhnlichen Führungskräften (vgl. dazu Pkt. 5).

Die dokumentarische Methode, das gilt es noch einmal zu betonen, impliziert einen Bruch mit dem Common-Sense, denn es wird nicht gefragt, was die gesellschaftliche Wirklichkeit ist; vielmehr geht es um den Herstellungsprozess gesellschaftlicher Wirklichkeit. Es interessiert also nur bedingt, was in den Autobiografien (oder anderen Texten, die etwa durch Interviews zustande kommen) faktisch thematisiert wird, sondern das den Autoren zugrundeliegende Orientierungswissen, das den Erzählprozess resp. Schreibprozesse anleitet. Das Vorgehen der dokumentarischen Methode ist – dies teilt sie mit anderen Auswertungsverfahren der rekonstruktiven Sozialforschung – sequenzanalytisch. Die Interpretation stützt sich zunächst auf die Abfolge von Äußerungen bzw. Sinneinheiten. Dies begründet sich auch aus der Überzeugung, dass soziales Handeln regelgeleitet und damit auch sequenziell organisiert ist (vgl. Bohnsack, 2003b, S. 138).

– *Komparative Analyse und Typenbildung*

Eine Interpretation ist an Vergleichshorizonte gebunden, weil die Herstellung von Bedeutung dadurch geschieht, dass Unterscheidungen getroffen werden. In der dokumentarischen

Methode erhält die sukzessive komparative Sequenzanalyse einen prominenten Stellenwert, da sich der Orientierungsrahmen (also der Rahmen, innerhalb dessen ein Thema oder ein Problem abgehandelt wird) erst im Vergleich mit anderen Fällen konturiert. Das in den Suchstrategien gefundene Gemeinsame bildet dabei ein Drittes, das sog. Tertium Comparationis, das einen Vergleich erst möglich macht. Bei der Selbstdarstellung der Wirtschaftseliten in Publikationen sind z.B. Legitimierungsstrategien ein Tertium Comparationis. Empirisch lassen sich unterschiedliche Strategien ausfindig machen, die alle die Funktion haben, die gesellschaftliche Relevanz von Elite zu beglaubigen.

Forschungspraktisch verläuft die komparative Analyse parallel zur reflektierenden Interpretation und zur Falldarstellung. Man kann auch sagen, sie ist von Anfang an Teil der reflektierenden Interpretation. Es werden Sequenzen daraufhin verglichen, wie Themen und Problemstellungen eingeführt und bearbeitet werden. Dies gilt sowohl fallvergleichend als auch fallintern. Im fallinternen Vergleich kann jede Äußerung als Dokument für ein ihr zugrunde liegendes Muster angesehen werden. Die Frage dabei ist, ob verschiedene Themen oder Problemstellungen auf eine ähnliche Weise behandelt werden. Die Funktion einer Komparation ist, dass die Vergleichshorizonte der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen erweitert, über empirische Vergleichshorizonte ergänzt und auch ersetzt werden. Die Interpretation, so Bohnsack (2003a), „wird umso mehr methodisch kontrollierbar je mehr die Vergleichshorizonte des Interpreten empirisch fundiert und somit intersubjektiv nachvollziehbar und überprüfbar sind“ (ebd., S. 137).

Die Typenbildung mittels der dokumentarischen Methode erfolgt auf aufeinander aufbauenden Stufen der Abstraktion, die wiederum auf der Grundlage der komparativen Analyse basiert. Wenn sich in mehreren Fällen zeigt, dass ein Thema oder ein Problem auf eine bestimmte Art und Weise bearbeitet wird, wenn eine solche Bearbeitungsweise von anderen unterschieden werden kann, dann lässt sich dieser Orientierungsrahmen vom Einzelfall ablösen und zum Typus ausarbeiten (vgl. Nohl, 2006, S. 7). In der dokumentarischen Methode werden sinngenetische und soziogenetische Typenbildung unterschieden. Zunächst zur *sinngenetischen Typenbildung*: Auf Grundlage der beobachteten oder erzählten Handlungspraxis werden unterschiedliche Orientierungsrahmen herausgearbeitet und typisiert. Das gemeinsame Dritte, also das Tertium Comparationis, ist dabei die Art und Weise, wie ein Thema behandelt wird. In der unterschiedlichen Art und Weise der Bezugnahme auf ein Thema oder ein Problem zeigt sich die Charakteristik der Fälle, der „fallspezifische Erfahrungsraum“ (Bohnsack, 2009, S. 22). Ein fundamentales Prinzip bei der Generierung einzelner Typiken ist der „Kontrast in der Gemeinsamkeit“. Nach Bohnsack ist dieses Prinzip zugleich „die Klammer, die eine ganze Typologie zusammenhält“ (Bohnsack, 2003b, S. 143). Die *soziogenetische Typenbildung* baut auf der sinngenetischen Typenbildung auf. Hier wird nun der Kontext, in dem eine Orientierung entstanden ist (Erfahrungsräume) verglichen. Es geht darum, die spezifischen Erfahrungshintergründe und auch die Entstehungsgeschichte herauszuarbeiten. Ein Beispiel dafür wären die generationsspezifischen Unterschiede vor dem Hintergrund eines Milieus (wie etwa dem Angestelltenmilieu, dem Milieu der Wirtschaftselite). Eine maximal kontrastierende komparative Typenbildung könnte hier zeigen, wie etwa der ‚Zeitgeist‘ einer Generation in den unterschiedlichen Milieus unterschiedlich verarbeitet wird, also wie etwa die Zugehörigkeit zu einer Generation die Art der Selbstthematisierung prägt. Da Individuen (oder Gruppen) in unterschiedlichen Er-

fahrungsräumen zu Hause sind, lässt sich ein rekonstruiertes Orientierungsmuster erst dann als eine z.B. Generationstypik validieren, wenn kontrolliert wird, dass es sich nicht doch um Orientierungen handelt, die typisch für einen anderen Erfahrungsraum wie das Milieu sind. Die komparative Analyse spielt auch bei der Typenbildung auf dieser Ebene eine zentrale Rolle. Die Validität einer Typik ist davon abhängig, „inwieweit sie von anderen, auf der Grundlage der fallspezifischen Beobachtungen ebenfalls möglichen, Typiken unterscheidbar ist“ (Bohnsack, 2009, S. 22f.).

5. Die Illustration der Dokumentarische Methode: exemplarische Textinterpretation

Über aktuelle autobiografische Publikationen der Wirtschaftselite soll nun noch ein Einblick in die Forschungspraxis der Textinterpretation gegeben werden. Das kann in diesem Rahmen nur punktuell geschehen und ich werde mich deshalb auf die reflektierende Interpretation und die komparative Analyse zweier einleitender Passagen beschränken (müssen).

Die Textpassagen, die für eine reflektierende Interpretation in Frage kommen, basieren – das wurde bereits beschrieben – auf dem thematischen Verlauf als einem ordnenden Zugriff auf das Material. Der thematische Verlauf ist zugleich auch ein erster Schritt hin zu einer komparativen Analyse, da durch ihn diejenigen Themen identifiziert werden, die den Fällen gemeinsam sind. Klappentexte, Danksagungen und Widmungen, die Umschlaggestaltung, Vorwörter und einführende Passagen sind für eine Autobiografieanalyse instruktiv, da an diesen Stellen in der Regel über den Schreibanlass informiert wird und wir bereits an diesen prominenten Stellen etwas über die Rahmung des Rückblicks erfahren. Bei den hier zur Debatte stehenden Autobiografien wurden zudem diejenigen Passagen ausgewählt, in denen der Zusammenhang von biografischen Ausgangsbedingungen, Ressourcen und späterem Erfolg thematisiert wird. Von Interesse waren auch Passagen, in denen Situationen der Anerkennung, aber auch (berufs-)biografische Wendungen, Rückschläge und Überraschungen thematisiert wurden.

Das folgende Zitat stammt aus der Autobiografie von Carl H. Hahn (2005), der seine Autobiografie mit dem Titel „Meine Jahre mit Volkswagen“ veröffentlicht hat. In der Einleitung ist zu lesen:

„Warum greife ich in meinem Alter noch zur Feder? Über ein halbes Jahrhundert hatte ich das Glück, Industriegeschichte mitzuerleben und mitzugestalten. Volkswagen, als dessen Teil ich mich fühle, stieg in dieser Zeit aus dem Nichts zum viertgrößten Automobilhersteller der Welt auf. Über ein Jahrzehnt stand ich als Vorstandsvorsitzender an seiner Spitze. Da ich prinzipiell keine ‚vertraulichen Background-Unterhaltungen‘ mit der Presse geführt habe und nie die Öffentlichkeit suchte, wenn ich angegriffen wurde, würde manches mit mir zu Grabe getragen, was zur Chronik von VW und der Nachkriegswelt gehört.“

Eine formulierende Interpretation dieser Passage ist die paraphrasierende Wiedergabe des Inhalts. Sie ist ein Hilfsmittel, sich von dem Text zu distanzieren, denn auch der thematische Gehalt ist nicht selbstverständlich, sondern interpretationsbedürftig. In der oben aufgeführten Passage beginnt der Autor Carl H. Hahn mit der Frage, warum er in seinem Alter noch eine Autobiographie verfasst. Die Antwort ist, dass er über ein „halbes Jahrhundert“ industriegeschichtliches Erfahrungswissen verfügt. Er fühlt sich als Teil eines Konzerns,

der sich zu einem der größten Automobilhersteller entwickelte. Die Geschichte des Konzerns deckt sich mit der Zeit seines Wirkens als Vorstandsvorsitzender. Es ist dem Autor daran gelegen, sein zeitgeschichtliches Wissen einer Allgemeinheit weiterzugeben.

Die reflektierende Interpretation baut auf der formulierenden Interpretation auf. Es geht um die Frage, *wie* ein Thema kommuniziert wird, was sich in dem, wie etwas gesagt wird, dokumentiert. Es geht mithin um die Architektur des Arguments, also wie der Text konstruiert ist sowie darum, in welchen Verweisungsbezügen eine Schilderung abgehandelt wird. Der Autor der zitierten Passage beginnt seinen autobiografischen Rückblick mit einer großen Geste: Er will über die historische Relevanz seiner Person aufklären. Neben der expliziten (Selbst-)Zuschreibung einer historischen Relevanz für den Konzern (dies wäre der sog. immanente Sinngehalt, der über den Zusammenhang der eigenen Spitzenposition und der Erfolgsgeschichte des Konzerns formuliert wird), dokumentiert die Passage auch das Bedürfnis, gegen das Vergessen anzuschreiben – zumindest drängt sich diese Lesart hier auf. Jetzt ist es dem Autor noch möglich, seinen (Ein-)Blick und seine Kenntnis über die Konzerngeschichte, zugleich aber sein Erfahrungswissen über weite Strecken der Nachkriegsgeschichte kundzutun. Der Autor versteht sich also als eine Art historischer Sachwalter. Zugleich geht es ihm aber nicht nur um die Perspektive des Konzerns, sondern auch um sein Wirken, seine Person, seine Rolle als Vorstandsvorsitzender. Der Autor, so eine Lesart, schreibt gegen die prinzipielle Austauschbarkeit seiner Person resp. seiner Rolle im Unternehmen an. Dies drückt er selbst nicht so aus, aber es lässt sich als Subtext lesen, zumal das autobiografische Schreiben ganz explizit in einen Begründungszusammenhang gestellt wird. Der Erinnerungstext hat die Funktion, die Geltungsdauer seines Wissens und seines Wirkens zu sichern. Es geht um das Bedürfnis, sein Lebenswerk zu sichern. Der Kampf um soziale Relevanz ist mitunter ein handlungsleitendes Motiv des Autors eine Autobiografie zu veröffentlichen.

Eine solche Interpretation muss sich komparativ ‚bewähren‘. Das heißt, erst im weiteren Verlauf der Interpretation wird sich zeigen, ob sich eine solche Lesart durchhalten lässt. Ist der ‚Kampf um soziale Relevanz‘ ein handlungsleitendes Motiv, das den Text durchgängig strukturiert oder lassen sich noch andere, evtl. konkurrierende Deutungsmuster rekonstruieren? Für den hier vorliegenden Text kann an dieser Stelle lediglich angedeutet werden, dass sich das orientierungsleitende Deutungsmuster im fallinternen Vergleich bestätigt. Bereits in den ersten Zeilen wird angedeutet, dass es ein Lebenswerk zu sichern gilt. Der Autor deutet selbst an, dass er gegen eine Rufschädigung anschreibt. Dies wird im weiteren Verlauf des Textes dann noch mehrmals aufgegriffen.

Die komparative Analyse, das wurde bereits mehrfach betont, spielt in der dokumentarischen Methode von Anfang an eine zentrale Rolle. Für die Analyse eines Textes (ob Autobiografie oder Interview) heißt das, dass es nicht darum geht, zunächst einen ganzen Fall zu beschreiben, denn ohne einen Vergleichshorizont kann gar nicht geklärt werden, was das Spezifische eines Falles ist. Erst im Fallvergleich lassen sich typifizierbare, also fallübergreifende Strukturen identifizieren. Es gilt also einen weiteren Fall heranzuziehen, in dem sich möglicherweise ein ähnlicher (oder ein differenter) Orientierungsrahmen dokumentiert. Darüber wird dann einerseits die reflektierende Interpretation untermauert, andererseits werden aber auch neue Vergleichsmöglichkeiten geschaffen. Zur Anschauung dieses Prinzips wird im Folgenden ein weiterer ‚Fall‘ herangezogen. Es handelt sich um die Autobio-

grafie des Top-Managers Hans-Olaf Henkel (2000). Hier wird im Vorwort seiner Autobiographie mit dem Titel „Die Macht der Freiheit“ – mittlerweile in 9. Auflage gedruckt und in vierzehn Sprachen übersetzt – über den öffentlichen Redeanlass aufgeklärt:

„Erst als ich dieses Buch schrieb, habe ich mich richtig kennen gelernt [...]. Mir war das vorher nie bewusst gewesen, aber es besteht kein Zweifel. Ob es nun in meiner Kindheit war, wo ich mich gegen meine Mutter auflehnte; in meiner Jugend, wo ich gegen die Internatslehrer aufbegehrte; in meinem Berufsleben, wo ich mir Freiräume erkämpfen musste – immer bin ich diesem Instinkt gefolgt, als hätte ich von Anfang an geahnt, dass sich gewisse Gaben, mit denen die Natur mich ausgestattet hat, nur entfalten würden, wenn ich für den nötigen Spielraum sorgte“ (ebd., S. 5).

Auf der Ebene der reflektierenden Interpretation lässt sich hier zusammenfassen: Der Autor orientiert seine Lebenserinnerungen zunächst am klassischen Entwicklungsroman (er wächst durch die Auseinandersetzung mit der Welt). Das Verständnis für sich selbst entwickelt er im Rückblick und das autobiografische Schreiben wird als eine Art therapeutischer Prozess vorgestellt. Der Autor gewinnt in diesem Rückblick die Erkenntnis, dass er über spezifische „Gaben“ verfügt, die ihm in die Wiege gelegt worden sind. Das heißt, dass er über eine Berufung oder Bestimmung verfügt, die er sich nicht erarbeiten musste; vielmehr haben sie sich mit der Zeit entwickelt. Damit wird dem oder der Leserin auch nahegelegt, die exzeptionelle Karriere des Autors im Zusammenhang mit diesen Gaben zu sehen. Die Bedingungen resp. Spielräume dafür mussten allerdings geschaffen und auch erkämpft werden.

Die Autobiografie von Hans-Olaf Henkel handelt in weiten Strecken davon, wie er sich individuelle Freiräume erkämpft und sich dabei zum Topmanager entwickelt. In der Kindheit und Jugend gilt sein Widerstand dem Elternhaus, der Schule usw., später wehrt er sich gegen die verkrusteten Strukturen eines Großkonzerns. Die eben zitierte Passage aus dem Vorwort deutet diesen Konstruktionsmodus bereits an. In den weiteren Ausführungen werden sodann einzelne Etappen und Weggabelungen seiner Lebensgeschichte gemäß diesem Prinzip ausbuchstabiert. Das Erzählprinzip folgt dabei allerdings weniger einem Entwicklungsprinzip, denn die Erzählung wird nicht unter den Aspekten vorgeführt, wie sein Leben durch das Lernen an Konflikten oder Problemstellungen verlaufen ist; vielmehr werden die Entwicklungslinien wie etwa seine Bildungsbiografie, sein Karrierestart und weitere Etappen seiner beruflichen Erfolgsgeschichte in anekdotischer Form als eine Art Husarenstück vorgetragen. Der Autor entwirft sich als Intellektueller und Individualist und die „Gaben“, die sich sukzessive „entfalten“ sind dabei der Motor einer außergewöhnlichen Karriere. Mit einer weiteren Passage soll noch einmal dieses Muster der Selbstläufigkeit aufgegriffen werden. Kurz zum Kontext der Passage: Der Autor zeichnet sein Herkunftsmilieu als bürgerlich. Seine eigene Karriere wird vor dem Fundus an bürgerlichen Grundkenntnissen aufgespannt, die er zum Teil kritisch-distanziert in Szene setzt. Zugleich unterläuft der Autobiograf im Zugzwang seiner Selbstdarstellung diese kritische Perspektive und der bildungsbürgerlich vorgetragene Habitus sowie die intellektuelle Attitüde eines ‚Eingeweihten‘ verkehren sich unter der Hand in ein distinktes Bemühen um Zugehörigkeit zur (Wirtschafts-)Elite. Die folgende Passage gibt eine Episode wieder, mit der der Autor seine legitime Zugehörigkeit zur ‚guten Gesellschaft‘ unter Beweis stellen möchte. Bevor der Autor studiert, absolviert er eine Lehre bei einer Speditionsfirma. Im Rückblick werden diese Jahre gewissermaßen als die Lehrjahre des späteren Top-Managers vorgestellt. In der Art und

Weise, wie er diese Welt der Speditionsfirma malt, zeigt sich, dass er ‚eigentlich‘ und von vornherein zur anderen Seite gehört. Erinnert werden vor allem Situationen, in denen er den Reichen und Mächtigen begegnet. Beispielhaft für diese Erinnerungen ist dann eben folgende kleine Begebenheit, in der er als Lehrjunge in einem noblen Hotel für seine Botentätigkeiten ein Trinkgeld erhält und diesen Botenlohn als Demütigung erfährt:

„Das Geldstück brannte in meiner Hand. Mit rotem Kopf erinnerte ich mich an den Rat meiner Mutter, niemals Trinkgeld anzunehmen, es aber immer reichlich zu geben. Ich eilte, von Peinlichkeit getrieben, zu dem nahe gelegenen Spezialgeschäft ‚Pfeifen Tesch‘, um die verhasste Münze schnellstmöglich wieder loszuwerden. Seit langem hatte ich mir eine Pfeife gewünscht, und so tröstete ich mich über den unangenehmen Vorfall, was allerdings die Folge zeitigte, dass ich für einige Jahre Pfeifenraucher wurde“ (ebd., S. 52).

Das Geben und Nehmen von Trinkgeld symbolisiert hier das ‚oben‘ und ‚unten‘ und wird zur Statusdemonstration solcherart gesellschaftlicher Verkehrsformen. Die Episode in dieser Passage ist ein Dokument dafür, dass dem Autor hier ein stratifikatorisches Unrecht widerfahren ist, das ihn ganz offensichtlich brandmarkt. Das Trinkgeld des Lehrjungen wird sodann in ‚demonstrativen Konsum‘ verwandelt. Der unangenehme Vorfall transportiert eine ganz spezifische Selbst-Deutung: Obwohl er als Top-Manager klein angefangen hat, gehört er bereits in jungen Jahren dazu.

Im Fallvergleich wird augenfällig, dass sich beide Autoren vor dem Hintergrund exzeptioneller Managerkarrieren entwerfen. Beide setzen bei der Leserschaft ein Wissen um ihre Person voraus. Zugleich haben beide Manager das Bedürfnis, sich als tragende Figuren der Wirtschaftsgeschichte ins kollektive Gedächtnis zu schreiben. Dabei greifen beide (und darüber hinaus auch weitere Autobiografen der Wirtschaftselite) auf Elemente eines substanzialen Elitediskurses zurück, das in erster Linie in einem Konsens des Verfahrens besteht, nämlich sich selbst, also den erfolgreichen Topmanager, nach bestimmten Regeln zu veröffentlichen. Das eigene Leben und das eigene Lebenswerk werden über Außergewöhnlichkeit projiziert und das Herausgehoben-Sein findet vor der Vergleichsfolie des Gewöhnlichen statt. Mehr oder weniger wird bereits in den einleitenden Passagen, aber vor allem in der weiteren Analyse (die hier nicht durchgeführt, aber eben angedeutet werden kann) ein Grundmuster deutlich: In den Selbstbeschreibungen wird sowohl das Bemühen um Distinktion und Zugehörigkeit als auch eine Art Charismatisierung des Erfolgs zum Ausdruck gebracht. Damit wird gleichsam die Botschaft transportiert, dass wir es mit Personen zu tun haben, die ein Anrecht auf ihre exzeptionellen Positionen haben bzw. gehabt haben, die es allerdings zum Schreibzeitpunkt zu beglaubigen gilt. Da der Erfolg eine Zuschreibungskategorie ist und im Medium der Wertungen Dritter entsteht, (re-)produzieren sich alle Autoren über ein Kausalitätsschema. Dies ist das Tertium Comparationis, auf dessen Hintergrund ein Vergleich erst möglich wird. Der „Kontrast in der Gemeinsamkeit“ (Bohnsack 2003b, S. 143) ist, dass unterschiedliche Referenzen gewählt werden. Im weiteren Interpretationsprozess, der hier nur als Ergebnis angedeutet werden kann, lässt sich der Darstellungsmodus des Autors Carl H. Hahn als ‚externe Referenz‘ interpretieren. Sein Lebenswerk ist der Konzern, und das (Anerkennungs-)Bedürfnis besteht darin, die eigene (heroische) Rolle in der Konzerngeschichte festzuschreiben. Eine solche externe Referenz lässt sich über plausible und vor allem auch öffentlichkeitswirksame Verknüpfungspunkte zwischen Wirken und Werk herstellen. Dies deutet sich bereits in der zitierten einleitenden Passage an und kann im weiteren fallinternen und fallexternen Vergleich untermauert wer-

den. Demgegenüber lässt sich ein Deutungsmuster der ‚internen Referenz‘ charakterisieren. Werk und Person sind hier identisch. Exemplarisch für eine solche Deutung, in der das erfolgreiche Lebenswerk die Person selbst ist, steht die Autobiographie von Hans-Olaf Henkel. Der Erfolg wird im Text als eine Art Fügung präsentiert und die geneigte Leserschaft erfährt, dass das, was sein erfolgreiches Wirken und sein Werk ausmacht, er selbst ist, der geniale Manager. Das Darstellungsmuster der internen Referenz konstruiert Erfolg über die Außergewöhnlichkeit der Person. Dies zieht sich als Leitmotiv durch die gesamte Autobiografie.

Bleiben wird beim Vergleich der beiden Anfangspassagen, so deutet sich bereits hier an, dass beide Autoren einen Darstellungsduktus wählen, mit dem sie sich über Außergewöhnlichkeit projektieren und damit ihre Zugehörigkeit zur Wirtschaftselite fundieren. Im Fallvergleich ließen sich erste typisierende Orientierungsmuster vor dem Hintergrund eines substanziellen Elitediskurses identifizieren. Es soll an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich betont werden: Die Analyseperspektive der dokumentarischen Methode ist auf die Architektur dieser Veröffentlichungen gerichtet. Es wird das Verfahren rekonstruiert, wie die Bedeutung eines Phänomens (hier Elite) auch praktisch erzeugt wird. Am Beispiel der autobiografischen Texte kann gezeigt werden, dass dazu die bewährten Zugzwänge der distinkten Selbstdarstellung ebenso gehören wie die Strategien der Abgrenzung, die Attitüde der Anstrengungslosigkeit, mit der die Aufstiegspfade beschrieben werden sowie eine Charismatisierung des Erfolgs über die Attribute der Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit (vgl. Liebold, 2010).

Autobiografien wurden als Kommunikationsformat beschrieben, in denen über die individuellen Selbstauskünfte hinaus auch Gesellschaftsstruktur übersetzt wird (vgl. Pkt. 2.). Für die vorliegenden Publikationen bedeutet dies, dass wir es mit Texten der Selbstdarstellungen und -inszenierungen zu tun haben, mit denen die Autoren auch die Erwartungen an Elite bedienen. Im gesellschaftlichen Diskurs gilt nach wie vor das Bedürfnis, Elite normativ zu behaupten und sich damit ihrer auch zu versichern. Die in regelmäßigen Abständen geführten Debatten über die Exzellenz und Kompetenz von Spitzenmanagern, die ja gerade auch dann unterstellt wird, wenn ihr Fehlen kritisiert und öffentlich angezweifelt wird, findet in den vorliegenden Autobiografien ein Entsprechungsverhältnis. In den Texten wird die Botschaft transportiert, dass wir es mit Personen resp. Persönlichkeiten zu tun haben, die ein Anrecht auf ihre exzeptionellen Karrierepositionen haben bzw. gehabt haben, die es allerdings zu beglaubigen gilt.

Die Forschungsfrage nach den Selbstdeutungen und -inszenierungen der erfolgreichen Geschäftsmänner kann an eine Forschungslinie der letzten Jahre anknüpfen, bei der der Erfolg als analytische und deskriptive Kategorie zur Rekonstruktion von Karrieren und Karriereverläufen verwendet wird. In den Studien dieser Forschungslinie tritt der Erfolg meist im Tandem mit Leistung auf. Erfolg wird an Leistung geknüpft, eine Idealvorstellung, die der „Sozialschichtung in der bürgerlichen Gesellschaft entspricht“ (Neckel, 2008, S. 67). Im Fokus stehen vor allem solche berufliche Karrieren, bei denen aufgrund herausgehobener beruflicher Stellung eine besonders enge Verknüpfung von Leistung und Erfolg unterstellt wird, so etwa bei Unternehmerfamilien (vgl. Stamm, 2014) sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (vgl. Hänzi & Matthies, 2014). In der hier vorgestellten Untersuchung über die Selbstdarstellung der Wirtschaftselite in Autobiographien deutet sich an, dass die Akteure eine solche Sicht auf eine eigenwillige Weise kolportieren. Der Erfolg

wird jenseits von Leistung und Leistungsverausgabung fundiert. Im Vordergrund der Elitekommunikation stehen Prädikate des Außergewöhnlichen, jenseits von Leistung und schiefer Leistungsverausgabung. Damit wird gleichsam die Botschaft transportiert, dass wir es bei den Autoren mit Personen und Persönlichkeiten zu tun haben, die ein Anrecht auf ihre Positionen haben und gehabt haben.

6. Fazit: Erkenntnischancen einer qualitativ-rekonstruktiven Vorgehensweise (auch) für das weite Feld der industriellen Beziehungen

Wenn im Folgenden noch kurz über den Nutzen der dokumentarischen Interpretation und der Analyse von (Auto-)Biografien für das weite Feld der industriellen Beziehungen gesprochen werden soll, so ist das Argument vor allem ein methodologisch-methodisches: Das grundlegende Kriterium für die Wahl einer Erhebungs- und auch Auswertungsmethode ist die Gegenstandsangemessenheit. Das heißt, die gewählte Methode muss dazu geeignet sein die Daten zu generieren, welche eine Antwort auf die Forschungsfrage liefern. Damit sind auch die Grenzen angedeutet. Stärker inhaltsorientierte Forschungsfragen, die an der vergleichenden Analyse von Meinungen, Ansichten oder Wissensbeständen von Organisationsmitgliedern interessiert sind, brauchen andere Erhebungsmethoden und Auswertungsverfahren als Fragestellungen, die auf eine systematische Rekonstruktion von Orientierungen und ihren gruppen- oder auch milieukonstitutiven Entstehungsbedingungen gerichtet sind. In der Methodenliteratur wird hier mittlerweile ein breites Spektrum unterschiedlicher Typen und Verfahren qualitativer Interviews reflektiert (vgl. Klemm & Liebold, 2016). Die Methode der dokumentarischen Interpretation ist sicher ein voraussetzungsvolles Verfahren, sowohl was die methodologische Fundierung aber auch was die praktische Durchführung betrifft. Der Tiefenschärfe der Interpretation steht ein hohes Maß an Komplexität gegenüber (Kleemann u.a., 2013, S. 191). Dies kann aber nicht als Kritik gelten sondern ist eher ein Hinweis darauf, dass es sich hier um ein Verfahren handelt, dass viel Übung in Forschungskontexten benötigt.

Im vorliegenden Fallbeispiel ging es um die Frage, was spezifische Selbstdarstellungsmuster einer sozialen Gruppe über diese Gruppe selbst aussagen, was sich in den öffentlich zugänglichen Ego-Dokumenten über ein soziales Kollektiv dokumentiert. Mit der dokumentarischen Methode der Interpretation wurde eine Analyseperspektive vorgestellt, die es möglich macht, das Soziale aufzuspüren, das sich in dem, wie etwas erzählt wird, dokumentiert. Ziel ist es, die Herstellungsweise von Wirklichkeit und somit auch das handlungsleitende, habitualisierte Wissen zu rekonstruieren. Mit Bourdieu formuliert ist ein solches (implizites) habituelles Wissen eine Weltsicht, die den Index der sozialen Verhältnisse trägt, in denen es erworben wurde und auf die es eine Antwort darstellt. „Über den Habitus regiert die Struktur, die ihn erzeugt hat, die Praxis“ (Bourdieu, 1993, S. 112).

Am empirischen Beispiel autobiografischer Texte wurde die dokumentarische Methode der Interpretation vorgestellt. Autobiografien sind insofern eine attraktive Quelle der soziologischen Forschung, weil in ihnen ein kulturell überliefertes und auch gepflegtes Wissen zum Ausdruck kommt. Da die Formen der Thematisierung, Darstellung und Dramaturgie

individueller Lebensverläufe sozial konstituiert sind, verweisen sie auf fundamentale Dimensionen der Sozialität und eröffnen damit eine Perspektive auf Gesellschaft. Dabei geht es weniger um das Geschehene selbst als um die Deutungsbedürfnisse und Darstellungsformen und -normen, die bestimmten Kollektiven und sozialen Milieus sowie sich weiter ausdifferenzierenden Medienkulturen (Fernsehen, soziale Medien, Belletristik) entstammen können. Die Autobiografie als Kommunikationsmedium ist tendenziell exklusiv, weil diese Form der schriftsprachlichen Selbstdarstellung *coram publico* vor allem von den verschiedenen (Deutungs-)Eliten in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Kunst und Kultur verwendet wird. Für weniger ‚exponierte‘ Akteure spielen hingegen (auch) andere biografische Materialien eine wichtige Rolle. Neben dem mittlerweile vielfach erprobten autobiografischen narrativen Interview und anderen offenen, auch biografisch orientierten Erhebungsmethoden für die Produktion von lebensgeschichtlichem Erzählen, können Romane, Filme, aber auch neuere biografische Kommunikationsformate in den sozialen Medien wichtige Quellen für eine Biografie- und Autobiografieanalyse sein. Man denke z.B. an die Gestaltung von Homepages und anderen Plattformen im Internet, die sicher eine Fundgrube für Selbstdarstellungspraktiken und Selbstinszenierungen sind. Die gegenwärtigen Medienrealitäten, so etwa Heinze (vgl. 2013), sind von (auto-)biografischen Darstellungen und Narrativen geradezu durchdrungen, in denen eben auch Themen der Arbeitswelt, berufliche Auf- und Abstiege, Karrierepfade und -hindernisse, auch Scheitern, schwierige Umstände und das Verarbeiten von Brüchen bearbeitet werden. Gerade das Internet ist zu einer reichhaltigen Quelle von (auto-)biografischen Darstellungen geworden. Damit soll noch einmal herausgestrichen werden, dass Autobiografien als Datenquelle empirischer Sozialforschung zwar ein attraktives, aber beileibe nicht das einzige biografische Format der öffentlichen Kommunikation über die Belange des Selbst sind. In der vorgestellten Untersuchung über die Topmanager wurde die Autobiografieanalyse zunächst auch deshalb gewählt, weil man sich davon versprach, erste Einsichten in ein schwer zugängliches Feld zu gewinnen. Im Laufe der Untersuchung hat sich herausgestellt, dass die Autobiografieanalyse (neben qualitativen Interviews und einer quantitativen Erhebung sozialstruktureller Daten) eine Perspektivenerweiterung darstellt. Im Sinne des Selbstverständnisses qualitativer Sozialforschung, Brüche und Mehrdeutigkeiten von sozialen Phänomenen aufzugreifen und zu reflektieren, konnte mit Hilfe einer solchen Triangulation ein multiperspektivisches Ergebnis erzielt werden. Triangulation lässt sich hier als eine Strategie der Geltungsbegründung im Forschungsprozess begreifen (u.a. Flick, 2011; Alber & Schiebel 2018).

In theoretisch unterschiedlich begründeter Weise gehen viele Vertreter/innen einer qualitativ arbeitenden Sozialforschung davon aus, dass die Dinge in der Welt nicht als solche gegeben sind, sondern das Produkt der interaktiven Aushandlung von Wirklichkeit darstellen. Methodisch hat eine solche im weitesten Sinn konstruktivistische Perspektive weitreichende Konsequenzen, denn es folgt daraus der Anspruch, soziale Sinnzusammenhänge kontextgebunden zu rekonstruieren. Dieses Argument spricht für eine rekonstruierende methodische Auswertungsstrategie, wie sie die dokumentarische Methode anbietet. Da es keinen unvermittelten Zugang zu individuellen wie sozialen Wirklichkeiten gibt, benötigen wir für ein methodisch kontrolliertes Fremdverstehen ein Kontextwissen, mit dem es gelingt, den Sinn einer Äußerung (ob schriftlich in Autobiografien oder mündlich in Interviews) zu entschlüsseln. Anders formuliert: Das Phänomen, das es zu erklären gilt, benötigt ein Wis-

sen über den sozio-kulturellen Zusammenhang, in dem es entstanden ist und in dem es praktiziert wird. Da der Sinn einer Handlung niemals nur individuell, sondern immer sozial und kollektiv zu dechiffrieren ist, gilt es die sozialen Regeln, die Handeln in sozialen Zusammenhängen oder Milieus hervorbringt und anleitet zu entschlüsseln. Wie kommen (z.B. betriebliche) Akteure oder Akteurskonstellationen zu einer gemeinsam geteilten Weltsicht resp. wie lässt sich ein solches handlungsleitendes Erfahrungswissen (z.B. im Kontext einer Organisation) beschreiben? Was begründet Unterschiede und wie lässt sich die Differenz in der Gemeinsamkeit formulieren? Ist es das Milieu (z.B. Arbeiter- oder Angestelltenmilieu, unterschiedliche Berufs- oder auch Fachkulturen), das Lebensalter oder das Geschlecht, über das Differenzen (und Gemeinsamkeiten) der Weltsicht erklärt werden können? Insgesamt geht es um Fragen, „wie einzelne Akteure, mehr aber noch Dyaden, Gruppen, Gemeinschaften, Organisationen oder Milieus zu gemeinsam geteilten Weltsichten, Handlungsorientierungen oder Situationsdefinitionen gelangen und wie mit divergierenden Perspektiven umgegangen wird“ (Strübing, 2013, S. 24).

In dem Beitrag wurde an einem Forschungsbeispiel gezeigt, wie es über eine empirisch-rekonstruktive Perspektive gelingen kann, das soziale Milieu einer Gesellschaft über ihr kommunikatives Repertoire zu erschließen: Praktiken und Regeln, derer sich Subjekte, Gruppen oder Gesellschaften bedienen. Konstitutiv dabei ist, dass die soziologische (Auto-)Biografieforschung nicht in erster Line das Subjekt betrachtet, sondern sich mit dem sozialen Konstrukt Biografie beschäftigt, das als soziales Orientierungsmuster und Regelsystem verstanden werden kann. Das Konstrukt Biografie verweist damit auf fundamentale Dimensionen der Sozialität, u.a. auch deshalb, weil das Erzählen auf die Erwartungshaltung eines Gegenübers (dem bzw. der Rezipientin) zugeschnitten ist. Insofern ist das Individuelle in Biografien nie nur die isolierte Geschichte eines Individuums, sondern die soziale Form eines komplexen Konstruktionsprozesses, in der gesellschaftliche, institutionelle und interaktive Wissensordnungen zum Tragen kommen. Das Subjekt wird dabei nicht als autonome Einheit gedacht, das einer Lebenswelt gegenübersteht, sondern das Soziale geht mitten durch das Biografische hindurch (vgl. Bourdieu & Wacquant, 1996).

Literatur

- Alber, I. & Schiebel, M. (2018). Triangulation in der Biographieforschung. In H. Lutz, M. Schiebel & E. Tuidier (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung* (S. 611–622). Wiesbaden: Springer VS.
doi: 10.1007/978-3-658-18171-0
- Alheit, P. (2009). Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In B. Gries (Hrsg.), *Person – Subjekt – Identität? Gegenstände der Rekonstruktion in der Biographieforschung* (S. 219–249). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alheit, P. & Brandt, M. (2006). *Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne*. Frankfurt am Main: Campus.
- Alheit, P. & Hoerning, E. M. (Hrsg.). *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.). (1976). *Kommunikative Sozialforschung*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Bohnsack, R. (2003a). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung* (7. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.

- Bohnsack, R. (2003b). Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaften*, 6 (4), 550–570.
- Bohnsack, R. (2009). *Qualitative Bild- und Videointerpretation*. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Bohnsack, R., Nentwig-Gesemann, I. & Nohl, A.-M. (Hrsg.). (2001). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Springer VS.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. & Wacquant, L. D. (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bude, H. (2000). Auf der Suche nach Elite. *Kursbuch* 2000, 139, 9–16.
- Burkart, G. & Heidel, M. (Hrsg.). (2006). *Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bürklin, W. & H. Rebenstorf. (1997). *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi: 10.1007/978-3-663-09920-8
- Buß, E. (2007). *Die deutschen Spitzenmanager*. München [u.a.]: Oldenbourg.
- Dausien, B. (2000). „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung. In D. Lemmermöhle, D. Fischer, D. Klika & A. Schlüter (Hrsg.), *Lesarten des Geschlechts. Zur DeKonstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung* (S. 96–115). Opladen: Leske + Budrich.
- Dreitzel, H. P. (1962). *Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse*. Stuttgart: Enke.
- Endruweit, G. (1979). Elitebegriff in den Sozialwissenschaften. *Zeitschrift für Politik*, 26 (1), 30–46.
- Etzemüller, T. (2012). *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Fischer, W. & Kohli, M. (1987). Biographieforschung. In W. Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung* (S. 25–49). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi: 10.1007/978-3-322-92595-4_2
- Flick, U. (2011). *Triangulation. Eine Einführung* (3. aktual. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag. doi: org/10.1007/978-3-531-92864-7
- Fuchs-Heinritz, W. (2009). *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi: 10.1007/978-3-531-92864-7
- Griese, B. (Hrsg.). (2009). *Person – Subjekt – Identität? Gegenstände der Rekonstruktion in der Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hahn, A. (2010). *Körper und Gedächtnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hahn, A. & Kapp, V. (Hrsg.). (1987). *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hahn, C. H. (2005). *Meine Jahre mit Volkswagen*. München: Signum.
- Hansen, K. P. (1992). *Die Mentalität des Erwerbs. Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Hänzi, D., Matthies, H. & Simon, D. (Hrsg.). (2014). *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*. Baden-Baden: Nomos.
- Hartmann, M. (2002). *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*. Frankfurt, New York: Campus.
- Hartmann, M. (2013). *Soziale Ungleichheit. Kein Thema für die Eliten?* Frankfurt: Campus.
- Heinze, C. (2010). Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie. *Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung. BIOS*, 23 (2), 201–231.

- Heinze, C. (2013). Einleitung: Die mediale und kommunikative Perspektive in der (Auto-)biographieforschung. In C. Heinze & A. Hornung (Hrsg.), *Medialisierungsformen des (Auto-)Biografischen*. Konstanz [u.a.]: UVK Medien Verlagsgesellschaft. doi: 10.1515/9783110286120.1
- Heinze, C. & Hornung, A. (Hrsg.). (2013). *Medialisierungsformen des (Auto-)Biografischen*. Konstanz [u.a.]: UVK Medien Verlagsgesellschaft.
- Henkel, H.-O. (2000). *Die Macht der Freiheit. Erinnerungen*. München: Ullstein Taschenbuchverlag.
- Hoffmann-Lange, U. (1992). *Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi: 10.1007/978-3-322-93654-7
- Kestel, C. (2006). *Elite. Der Elitebegriff im gesellschaftlichen Kontext und Selbstbeschreibungen der Elite von morgen*. Saarbrücken: VDM Müller.
- Klemm, M & Liebold, R. (2017). Qualitative Interviews in der Organisationsforschung. In W. Matiaske & R. Rosenbohm (Hrsg.), *Handbuch Empirische Organisationsforschung* (S. 299–324). Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi: 10.1007/978-3-658-08493-6_13
- Krais, B. (Hrsg.). (2001). *An der Spitze. Von Eliten und herrschenden Klassen*. Konstanz: UVK Medien Verlagsgesellschaft.
- Krais, B. (2001). Die Spitzen der Gesellschaft. Theoretische Überlegungen. In B. Krais (Hrsg.), *An der Spitze. Von Eliten und herrschenden Klassen* (S. 7–62). Konstanz: UVK Medien Verlagsgesellschaft.
- Leibinger, B. (2011). *Wer wollte eine andere Zeit als diese. Ein Lebensbericht*. Hamburg: Murmann.
- Lemmermöhle, D., Fischer, D., Klika, D. & Schlüter, A. (Hrsg.). (2000). *Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Liebold, R. (2010). Autobiographien der Wirtschaftselite: Selbstbild und Selbstinszenierungsformen. *BIOS*, 23 (2), 280–297.
- Löffler, K. (2010). In prominenter Lage. Die (Auto-)Biographie als Konsumgut. *BIOS*, 23 (2), 298–316.
- Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, K. (1980), orig. (1922)–(1925). *Strukturen des Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meuser, M. (2001). Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann & A.-M. Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (S. 207–221). Opladen: Springer VS.
- Misch, G. (1998). Begriff und Ursprung der Autobiographie. In G. Niggel (Hrsg.), *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung* (S. 33–54). Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Münkler, H., Strassenberger, G. & Bohlender, M. (Hrsg.). (2006). *Deutschlands Eliten im Wandel*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Nassehi, A. (2006). Differenzierungseliten in der „Gesellschaft der Gegenwart“. In H. Münkler, G. Strassenberger & M. Bohlender (Hrsg.), *Deutschlands Eliten im Wandel* (S. 255–274). Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Neckel, S. (2008). *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Niggel, G. (Hrsg.). (1998). *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung* (2., um ein Nachw. zur Neuausg. u. einen bibliogr. Nachtr. erg. Aufl.). Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Nohl, A.-M. (2006). *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag Für Sozialwissenschaften.

- Piëch, F. (2002). *Auto. Biographie*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Pohlmann, M., R. Liebold, S. Bär, S. Schanne & G. Schmidt. (2017). *Anatomie einer Elite. Top Manager in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Polanyi, M. (1985). *Implizites Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2008). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Schroer, M. (2006). Selbstthematisierung. Von der (Er-)Findung des Selbst und der Suche nach Aufmerksamkeit. In G. Burkart & M. Heidel (Hrsg.), *Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung?* (S. 41–72). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schütze, F. (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Kommunikative Sozialforschung* (S. 159–260). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Stamm, I. (2014). Zum Erfolg geboren? Die Reproduktion der Leistungskultur in Unternehmerfamilien. In D. Hänzi, H. Matthies & D. Simon (Hrsg.), *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung* (S. 213–229). Baden-Baden: Nomos.
- Straub, J. & Sichler, R. (1989). Metaphorische Sprechweisen als Modi der interpretativen Repräsentation biographischer Erfahrung. In P. Alheit & E. M. Hoerning (Hrsg.), *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung* (S. 221–237). Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Strübing, J. (2013). *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende*. München: De Gruyter.
- Voges, W. (Hrsg.). (1987). *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Werner, R.M. (1895). „Biographie der Namenlosen“. *Biographische Blätter. Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung*, 1. Jg., 114–119.